



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein neuer amerikanischer Novellist.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wir drei Tage auswärts genußvoll schön verlebt hatten, an diesem Abend wohl erhalten, in unser einziges Kom zurück, wo wir mit erneuerten Kräften unsere Arbeiten fortsetzen, und ich nun die Genüsse, die mir diese Reise gab, in der Unterhaltung mit Ihnen theuerste Freundin auf das schönste wiederholt habe. Nehmen Sie meine lange Epistel gütig auf und theilen Sie sie meiner guten Nannette, die ich durch Sie herzlich küsse, vorzüglich mit, da ich weiß, daß es ihr einzigen Genuß gewähren kann. Grüßen Sie alle die sich meiner erinnern wollen, vorzüglich aber küssen Sie Ihren lieben Mann und I. Familie, und erfreuen Sie recht bald wieder einmal mit Nachrichten von Ihnen

Ihren

aufrichtigen Freund  
Haller.

## Sin neuer amerikanischer Novellist.

Amerikanische Novellisten. 1. Band. Ein leidenschaftlicher Erdenpilger und andere Erzählungen von Henry James jun. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1876.

In der Kritik geht doch nichts über die Kraftworte. So sagten wir uns, als wir vor Kurzem in der Berliner „Volkzeitung“ durch Zufall — denn wir lesen das „Organ für Jedermann aus dem Volke“ selbstverständlich sonst nicht — auf die Rubrik „Literarisches“ stießen und hier einigen Zeilen begegneten, die eine Beurtheilung der obengenannten Novellensammlung sein wollten. Die angesehensten englischen und amerikanischen Zeitschriften hatten sich über dieselbe sehr günstig ausgesprochen und das Buch als eine ungewöhnliche Erscheinung behandelt. Das Blatt der weisen Thebaner an der Spree dagegen „sah nicht ein, wozu es der Mühe verlohnt, solchen Schund zu übersehen, wie ihn da James zusammengeschmiert hat“. Der Verfasser erschien ihm als „Papierkorb-Candidat“, seine Erzählungen sind „aller Poesie baar“, und „die ödeste Langeweile gähnt uns aus ihnen an“. Wir wagten uns trotz dieser Warnung an die Lectüre des Buches, und unsre Unerfrohenheit wurde belohnt, indem wir die Bekanntschaft eines eigenthümlichen, zwar nicht allenthalben gefunden, namentlich in der Wahl seiner Sujets bisweilen fehlgreifenden, aber selbst in Verirrungen noch bedeutenden Talentes machten, das ein Seelenkenner ersten Ranges, voll Feingefühl und ein Meister in der Wiedergabe von Stimmungen und in der Schilderung von Landschaften ist.

Darüber hatten wir die Kraftworte unseres Berliners vergessen. Als sie uns dann wiederkamen, waren sie uns Räthsel, die wir uns nur auf die Weise zu lösen vermochten, daß wir annahmen, der Kritikus gehöre zu der Species seines Handwerks, von welcher das Sprichwort von der Kuh und der Muscate gilt, oder er habe sich nur aus Gerathewohl eine und die andere Seite des starken Bandes angesehen, sei dabei unglücklicherweise auf die Stellen in der dritten Novelle gestoßen, wo von gewissen berliner Schmierern und Sublern geringschätzig gesprochen wird, und habe seinem Verdrusse darüber in jenen fernigen Ausdrücken das Ventil geöffnet. Die Möglichkeit, daß Beides der Fall war, grenzt an Wahrscheinlichkeit.

Die sechs Novellen der Sammlung sind von ungleichem Werthe. Die erste: „Ein Leidenschaftlicher Erdenpilger“ schildert uns den Ausgang eines verfehlten, noch einmal in einer gewissen Schönheit aufblackernden, dann in Nervenzerrüttung und halbem Wahnsinn erlöschenden Lebens. Ein Amerikaner greift, nachdem er, begabt, gutherzig, aber willenlos, phantastisch und träge, seine besten Jahre vertrödelt und dabei seine Mittel bis auf einen geringen Rest aufgezehrt hat, nach dem Strohalm eines Erbanspruchs auf einen Antheil an großen Gütern im Innern Englands. In London darüber aufgeklärt, daß sein Anspruch sehr zweifelhaft ist, giebt er ihn auf und denkt an die Heimkehr, als er den Verfasser kennen lernt, der Gefallen an seiner enthusiastischen und feinsühtigen Denkart findet, ihm Muth einspricht und ihn, nachdem sie mit einander gewisse landschaftliche Schönheiten Londons genossen, veranlaßt, mit ihm das Gut zu besuchen, auf das jener Anspruch sich bezieht. Auf der Reise dahin gewinnt Searle — so heißt unser Held — neue Lebensfrische. In dem Schlosse des Gutes lernt er seine Cousine kennen, eine Liebe entspinnt sich zwischen beiden, und einen Augenblick darf man auf eine glückliche Wendung im Gesichte des leidenschaftlichen Erdenpilgers hoffen, als der Bruder dieser Hoffnung hrüß den Garaus macht. Searle knickt darüber zusammen, seine körperliche Krankheit und sein Trübfinn kehren wieder, und nachdem er im Genuße des Studentenlebens und der schönen Umgebung von Oxford noch einige Lichtblicke gehabt und die durch den plötzlichen Tod ihres Bruders frei gewordene Geliebte noch einmal gesehen, geht es mit ihm zu Ende. Das Talent des Verfassers, Dinge und Menschen zu malen und die Stimmung der Landschaft wiederzugeben, ist außerordentlich groß. Aber der Eindruck, den sein Held auf uns macht, ist ein peinlicher, die Heldin hat einen Anflug von Lächerlichkeit, ein zweites verfehltes Leben, das uns in einer Nebenfigur zu Oxford entgegentritt, ist geradezu Ueberfluß. Das Ganze ist in Nebel und Wolkenschatten gehüllt, schwermüthig, kränklich, mit Ausnahme einiger Stellen, wo die Sonne durch-

bricht, unerquicklich, und wir beklagen, daß ein großer realistscher Künstler sich statt dieser Aufgabe nicht eine erfreulichere gesetzt hat.

Die zweite Novelle: „Der Letzte der Valerier“, die in Rom spielt, gehört zu dem Besten, was auf dem Gebiete der Belletristik in der Lösung seltsamer Probleme geleistet worden ist. Zwar ist auch sie nicht frei von peinlichen Wendungen und Scenen, aber die Verirrung, die uns hier in ihrer Entwicklung vorgeführt wird, ist von Kraft getragen, energisch, trotzig, vornehm, und der Ausgang ist Sieg des Verstandes über die Verblendung des Helden, Genesung und Versöhnung. Eine junge, reiche und schöne Amerikanerin, die Pathe des Verfassers, heirathet einen römischen Grafen aus der uralten Familie der Valerier. Alles geht eine Zeitlang gut. Der Conte Valerio entspricht den Wünschen seiner Gemahlin, obwohl er geistig nicht bedeutend, etwas träge und ohne große Interessen ist, und obwohl er bisweilen einen Zug verräth, nach welchem er nicht recht in die heutige Welt paßt, in allen Stücken. Da fällt es der jungen Frau, die ehrgeizig und strebsam ist, ein, in den Gärten der Villa, die sie mit ihrem Gatten bewohnt, Nachgrabungen nach alten Bildsäulen anstellen zu lassen. Der Graf ist gegen den Plan.

„Laß sie doch liegen“, sagt er, „die armen abgesetzten Götter, die Du so gewiß zu finden hoffst, und unterbrich ihre Ruhe nicht. Was willst Du mit ihnen? Wir können sie nicht anbeten. Möchtest Du sie auf Piedestale stellen, um sie anzustarren und sich über sie lustig zu machen? Wenn Du nicht an sie glauben kannst, so störe sie nicht. Friede sei mit ihnen.“ — Seine Frau erklärt darauf scherzhaft, er sei durch und durch abergläubisch. — „Ja, beim Bacchus,“ ruft er, „ich bin abergläubisch! vielleicht nur zu sehr. Aber ich bin ein alter Italiener, und Du mußt mich nehmen, wie Du mich findest. Man hat hier in Rom Dinge gesehen und gethan, die seltsame Eindrücke zurückgelassen haben. Sie berühren dich ohne Zweifel nicht, da Du von einem andern Geschlecht stammst. Mich aber berühren sie oft, im Geflüster der Blätter, im Dufte des modrigen Bodens, und in den leeren Augenhöhlen der alten Bildsäulen. Ich kann es nicht ertragen, den Bildsäulen in die Gesichter zu blicken. Mir ist es, als sähe ich andere unheimliche Augen in den leeren Höhlen, und ich weiß kaum, was sie mir sagen. Ich nenne die armen alten Statuen Geister. Wahrlich, wir haben hier genug, was uns aus jedem schattigen Winkel unheimlich anstiert. Grabe nicht noch mehr auf, sonst stehe ich nicht für meinen Verstand.“

Diese Mittheilung ist zu phantastisch, um der Gräfin als ernst gemeint vorzukommen. Sie setzt ihre Nachgrabungen fort, und eines Tages finden ihre Arbeiter eine prachtvolle Juno, ein wunderbar gut erhaltenes Meisterwerk der alten Bildhauerkunst. Das Glück der jungen Frau ist groß, aber bald erfährt sie, daß mit dem Funde das Unheil in ihre Häuslichkeit eingezogen

ist. In starrer Betrachtung blickt der herbeigerufene Graf die Göttin an. Er ist bleich und giebt keine Antwort, als seine Frau ihn lieblos umschlingt. Er gießt, als man ihm ein Glas Wein reicht, um als der Erste zu Ehren der Entdeckung zu trinken, den Wein langsam und feierlich vor den Füßen Juno's aus — eine Libation. Der Graf ist, wie von nun an mit jedem Tage deutlicher wird, vollkommen bezaubert von dem Steinbilde, er liebt die Juno, er richtet ihr in dem Casino in der Stille ein Heiligthum ein, in welchem er sie vor den Blicken Anderer verbirgt, er betet sie an, er geht mit allen seinen Gedanken in ihr auf und vernachlässigt in Folge dessen seine Frau. Sie ist unglücklich darüber, sie fühlt, daß etwas zwischen sie beide getreten, aber vergeblich müht sie sich ab, die Ursache zu entdecken, sie weiß nur, daß er auf sie verzichtet hat, daß sie aus seinem Leben herausgefallen ist. Der Verfasser entdeckt nun, nachdem er den Zustand des Grafen schon geraume Zeit gesehnt, eines Abends durch Zufall, wie derselbe seiner Göttin kniefällig huldigt. Er theilt der armen Frau am nächsten Tage seine Entdeckung mit. „Du bewunderst seine antike Einfalt,“ sagt er ihr. „Du siehst jetzt, wie weit sie geht. Er hat sich dem Glauben seiner Ahnen wieder zugewendet. Er hat Jahre lang in ihm geschlummert, diese gebieterische Natur hat ihn schweigend erwachen lassen. Mit einem Worte, liebes Kind, Camillo ist ein Heide.“

Die Beiden gehen nun diesen Abend nach dem Casino.

„Einen Augenblick zögerte ich,“ erzählt der Verfasser, „indem ich fürchtete, wir möchten uns in die Andachtsübungen des Grafen eindringen. Dann aber, als mir ein Etwas in ihrem Gesichte sagte, daß auch sie daran gedacht und einen plötzlichen Antriebe empfunden, mitten aus der Gefahr heraus sich den Sieg zu holen, bot ich ihr getrost meinen Arm. Als wir uns dem Casino näherten, sah ich, daß die Thür weit offen stand, und daß Lampenlicht darin war. Die Lampe hing vor der Bildsäule und zeigte uns, daß der Raum leer war. Aber der Graf war kurz zuvor hier gewesen. Vor der Statue stand ein kunstlos aus dem Stegreif erbauter Altar, das Bruchstück eines antiken Marmorwerkes, auf welchem eine unleserliche griechische Inschrift eingehauen war. Wir schienen wirklich in einem heidnischen Tempel zu sein, und wir blickten auf die glänzende Gottheit mit einem Antriebe zur Ehrfurcht. Dieses Gefühl hätte vermuthlich einen tiefergehenden Grad erreicht, wenn es nicht plötzlich ungestüm dadurch zurückgedrängt worden wäre, daß wir auf der Oberfläche des niedrigen Altars ein eigenthümliches Glitzern bemerkten. Ein zweiter Blick zeigte uns, daß es Blut war. Meine Begleiterin sah mich mit bleichem Entsetzen an und wandte sich mit einem Aufschrei hinweg. Ein Schwarm gräßlicher Vermuthungen drängte sich mir ins Gemüth, und einen Augenblick überwältigte mich der Ekel. Aber zuletzt erinnerte ich mich, daß es verschiedene Arten Blut giebt, und daß die Römer nach den Menschenfres-

senden Völkern gelebt hatten. „Sei versichert, daß es etwas sehr Unschuldiges ist, „ein Lamm, ein Böckchen oder ein saugendes Kalb.“ Aber es war genug für ihre Nerven und ihr Gewissen, daß es ein paar dunkelrothe Tropfen waren, und in trauriger Aufregung kehrte sie nach dem Hause zurück.“

Am nächsten Abend läßt die Gräfin während der Abwesenheit ihres Gemahls, der ruhelos in der Umgebung der Stadt umherschweift, eine tiefe Grube graben, die Juno aus dem Casino abholen und wieder in die Verborgenheit zurückkehren. „Möge ihr die Erde leicht sein, sie aber auf ewig einschließen,“ sagt sie, indem sie eine Hand voll Erde nimmt und auf die Brust des Götterbildes fallen läßt. Dann geht sie nach dem Salon und thut, als wolle sie sich mit einer Stickeret beschäftigen. In Wirklichkeit aber rüstet sie sich tapfer für eine Erklärung ihres Schrittes, ihrem Gatten gegenüber, die aber unnöthig wird, da dem Grafen der Zauber des Bildes schon zur Bedrückung geworden ist und zu seiner Befreiung nur die Beseitigung der Statue noch erforderlich war.

„Als der Abend weiter vorrückte, hörte ich eine Bewegung auf der Schwelle und sah, wie der Graf den Tapetenvorhang, der die Thür verhüllte, zurückschob und seine Frau anblickte. Seine Augen glänzten, verrathen aber keinen Zorn. Er hatte die Juno vermißt und — einen tiefen Athemzug gethan. Die Gräfin hielt ihre Augen auf ihre Arbeit geheftet und machte ihre seidenen Stiche wie ein Bild eheweiblicher Zufriedenheit. Dieses Bild schien mit Zauber Gewalt auf ihn zu wirken. Er kam langsam herein, fast auf den Zehen, ging nach dem Kamine hin und blieb dort in einer Art entzückter Beschaulichkeit stehen. Die Hand meiner Pathe zitterte, als sie beim Sticken auf und nieder ging, und die Farbe stieg ihr in die Wangen. Endlich erhob sie ihre Augen und hielt seinen Blick aus, in welchem sich alle seine zurückkehrende Treue zu concentriren schien. Er zögerte einen Moment, als ob gerade ihre verzeihende Liebe die Kluft zwischen ihnen offen hielte, und dann schritt er vor, fiel auf seine beiden Kniee und begrub seinen Kopf in ihrem Schooße. Ich ging hinweg, wie der Graf hereingekommen war — auf den Zehen.“

Die dritte Erzählung: „Eugen Pickering“ ist in ihrer Art wieder ein kleines Kabinetstück, in welchem uns mit Meisterhand ein angebliches Erlebnis des Verfassers geschildert wird. Derselbe erneuert in Homburg die Bekanntschaft mit einem früheren Schulgenossen, der ihm seit Jahren aus den Augen gekommen ist. Eugen ist, von seinem Vater in der Abgeschiedenheit von der Welt und ganz nach den Grundsätzen, die dieser für heilsam hält, erzogen und zuletzt auf dessen Sterbebette noch genöthigt worden, sich seine Zukunft von ihm gestalten zu lassen, indem er versprechen muß, eine gewisse junge Dame, die in Smyrna bei ihrem Vater lebt, zu heirathen. Durch den Tod seines Vaters freier geworden, will er vor Erfüllung jenes Versprechens

seine Freiheit noch einige Monate genießen und das Leben in vollen Zügen schlürfen. Er lernt in Homburg am Spieltisch eine Frau kennen, die ihn völlig einnimmt. Sie ist eine Deutsche, von Geburt Aristokratin, aber radical, Wittve und nicht jung mehr, aber noch immer schön und anmuthig und dabei geistreich und witzig. Daß sie am grünen Tisch spielt, davon zum Theil lebt und überhaupt einen starken Zug von Abenteuerlichkeit an sich hat, sicht ihn nicht an. Daß sie eine herzlose Kocette ist, nur darauf bedacht, sich geltend zu machen, und sich auf Kosten Anderer Emotionen zu verschaffen, bleibt ihm verborgen. Er verliebt sich in sie, glaubt sich wieder geliebt und erwartet, nachdem er ihr seine Hand angetragen, ihr Jawort, wird aber, als er es schon zu haben wähnt, in der letzten Stunde von ihr auf eine Weise zurückgewiesen, die ihn fast in Wahnsinn stürzt. Sie hat nur mit ihm gespielt, ihn studirt, ein Experiment mit ihm angestellt. Er ist ihr etwas Neues gewesen, „er ist so entzückend harmlos“, sagt sie zu dem Verfasser, als er sie im Interesse seines Freundes zu sondiren versucht. „Wenn in diesem dummen alten Deutschland ein junger Mann unschuldig ist, so ist er ein Dummkopf, so hat er kein Gehirn, so ist er nicht ein bißchen interessant. Aber Herr Pickering sagt die naivsten Dinge, und nachdem ich fünf Minuten über ihre Einfalt gelacht habe, fällt mir plötzlich ein, daß sie sehr klug sind, und ich überlege sie mir eine ganze Woche lang.“ Der Zustand des armen Eugen ist, nachdem sie ihm, ohne daß er irgend welchen Grund dazu gegeben, die Thür gewiesen hat, überaus kläglich, aber der Eindruck, den er auf uns macht, wird durch einen komischen Zug gemildert. Wir bedauern ihn lächelnd und freuen uns schließlich, daß er in der von seinem Vater ihm aufgezwungenen Verlobten wahre Liebenswürdigkeit kennen lernt.

„Die Madonna der Zukunft“, wie sich die vierte unserer Novellen nennt, spielt in Florenz und ist die Geschichte eines amerikanischen Malers, der, obwohl künstlerisch nicht ohne Begabung und stark in der Theorie seiner Kunst, es vor lauter Studiren nicht zur Ausführung des großen Madonnenbildes, das ihm vorschwebt, zu bringen vermag. Zwei Jahrzehnte oder länger hat Theobald begeistert gestrebt und gesprochen, aber nichts gemalt, sondern neben seiner Phantasie nur seinen Stolz genährt. Die amerikanische Colonie in Florenz hat eine Zeit lang an ihn geglaubt, ihn aber, als das Meisterwerk, von dem er träumt und predigt, gar nicht zum Vorschein kommen will, aufgegeben. Er lernt einen Landsmann, der neu in die Stadt kommt, kennen und gewinnt sich ihn zum Freunde. Er wird so vertraut mit ihm, daß er ihn bei einer Freundin, welche er als das Vorbild seiner Madonna bezeichnet hat, einführt, und siehe da, die Dame ist — vor zwanzig Jahren schön gewesen, jetzt aber ein dickgewordenes und nebenher nichts weniger als ideal

denkendes und lebendes Frauenzimmer. Der arme Bursch hat auch in dieser Beziehung nicht in der Wirklichkeit, sondern in Träumen gelebt, die zuletzt zur Monomanie geworden sind. Diese tragikomischen Vorgänge nehmen nun einen rein tragischen Ausgang. Eine Aeußerung des neuen Freundes über das Urbild öffnet jenem endlich die Augen.

Sie unterhalten sich über Donna Serafina, und Theobald preist sie aufs Feuerigste. „Sie ist das einfachste, holdenste und natürlichste Geschöpf, das je in diesem wackern alten Lande Italien blühte“, sagt er. „Sie müssen das eigenthümliche Durchscheinen dessen, was sie im Innern bewegte, die reizende Bescheidenheit ihres Blickes bewundert haben. Und gab es je eine solche jungfräuliche Stirn, eine solche von Natur klassische Eleganz in der Welle ihres Haares und der Wölbung des Vorderhauptes? Ich habe sie studirt, ich darf sagen, daß ich sie kenne. Ich habe sie mehr und mehr in mich aufgenommen, mein Gemüth ist von ihrem Gepräge erfüllt, und ich habe mich entschlossen, jetzt den Eindruck festzuhalten — ich werde sie endlich einladen, mir zu sitzen.“ — „Endlich — endlich!“ wiederholte ich in großem Erstaunen. „Wollen sie damit sagen, daß sie das bis jetzt noch nie gethan hat?“ — „Ich habe wirklich — ich habe sie wirklich mir noch nicht sitzen lassen“, sagte Theobald langsam. „Wissen Sie, ich habe mir Notizen gemacht — ich habe meinen großen Grundeindruck gewonnen. Das ist die Hauptsache. Aber ich habe sie in der That noch nicht als drapirtes, gehörig gestelltes und beleuchtetes Modell vor meiner Staffelei gehabt.“ — Ich war unfähig, einen jähen Ausdruck zurückzudrängen. „Mein armer Freund“, rief ich aus, indem ich ihm meine Hand auf die Schulter legte, „Sie haben Ihre Zeit vertrödel. Sie ist ein altes Weib geworden — zu alt für eine Madonna!“ — Es war, wie wenn ich ihm einen brutalen Schlag versetzt hätte. Nie werde ich den langen, langsam kommenden Blick vergessen, mit dem sein Schmerz mir antwortete. „Meine Zeit vertrödel — alt — alt!“ stammelte er. „Scherzen Sie?“ — „Je nun, mein lieber Junge, vermuthlich halten Sie das Frauenzimmer nicht für zwanzig Jahre alt.“ — Er holte tief Athem und lehnte sich an ein Haus, indem er mich mit fragendem, protestirendem, vorwurfsvollem Blicke ansah. Zuletzt ging er weiter, indem er krampfhaft nach meinem Arme griff. „Antworten Sie mir allen Ernstes“, sagte er, „kommt sie Ihnen wirklich alt vor? Ist sie runzelig, ist sie verblichen, bin ich blind?“ — Jetzt endlich begriff ich die Unermeßlichkeit seiner Täuschung, und es erschien mir fast wie ein Gebot der Menschenliebe, ihm jetzt die einfache nackte Wahrheit zu sagen. — „Ich möchte nicht gern sagen, daß Sie blind seien“, antwortete ich. „Aber ich denke, Sie täuschen sich. Sie haben Zeit verloren in unthätiger Beschaulichkeit. Ihre Freundin war einst jung

und frisch und jungfräulich, aber ich behaupte, das war vor Jahren. Sie hat immer noch de beaux restes. Um des Himmels willen lassen Sie sie sich sitzen!“ — „De beaux restes? Ich danke Ihnen, daß Sie mir das nicht in unsrer Sprache sagen. Ich muß also meine Madonna aus de beaux restes zusammenstellen. Was für ein Meisterwerk sie sein wird! Alt — alt — alt!“ murmelte er.

Der Freund spricht ihm nun mitleidig Muth ein: „Kümmern Sie sich nicht um den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Sie haben Ihr Gedächtniß, Ihre Notizen, Ihr Genie. Vollenden Sie Ihr Bild in einem Monate. Ich preise es im Voraus als ein Meisterwerk und biete Ihnen hiermit dafür jede Summe, die Sie zu verlangen belieben.“ — Theobald scheint ihn kaum zu verstehen. Als sie aber Abschied nehmen, rafft er sich auf und ruft: „Ich werde sie in einem Monat vollenden. Nein, in vierzehn Tagen! Am Ende habe ich sie ja hier.“ Und er tippt sich an die Stirn. „Natürlich ist sie alt. Sie kann sich's aber gefallen lassen, daß man es von ihr sagt — ein Weib, das mir zwanzig Jahre hat vergehen lassen, als ob es zwölf Monate wären. Alt — alt! — ja, mein Herr, sie soll in Ewigkeit leben!“

Auch aus diesem Vorsatze wird nichts. Theobald verschwindet für mehre Tage, und als der Freund ihn dann in seiner ärmlichen Dachstube auffucht, sitzt der Maler in dumpfe Apathie versunken halb verhungert vor seiner Staffelei. Die Madonna der Zukunft ist eine leere Leinwand. Einige Tage später aber stirbt Theobald an einem Gehirnfeber. Das alles ist ergreifend erzählt, man meint bisweilen eine Novelle Otto Ludwig's vor sich zu haben.

Das fünfte Stück unserer Sammlung: „Der Roman von gewissen alten Kleidern“ erzählt uns die Geschichte zweier Schwestern, die nach einander denselben Mann heirathen. Die jüngere hinterläßt ihrer kleinen Tochter eine Anzahl schöner Kleider und Schmucksachen, die, bis das Kind erwachsen ist, in einer großen Truhe auf dem Hausboden aufbewahrt werden sollen. Die ältere, neidisch und puschüchtig, weiß davon und sucht, als die Verhältnisse ihres Mannes ihr nicht mehr gestatten wollen, sich so elegant wie früher zu kleiden, den Schatz für sich zu gewinnen, der Mann widersteht eine Weile, giebt aber zuletzt den begehrten Schlüssel heraus, und Madame verschwindet damit. Als der Gatte zum Mittagessen zurückkehrt, vermißt er seine Frau. Er sucht sie überall zuletzt auf dem Boden, wo er sie vor der Truhe auf den Knien liegend findet. „Der Deckel der Truhe stand offen und zeigte inmitten ihrer parfümirten Servietten ihre Schätze an Stoffen und Juwelen. Viola war aus einer Knieenden Stellung nach rückwärts gefallen

und stützte sich mit der einen Hand auf den Fußboden, während sie die andere ans Herz gepreßt hatte. Ihre Glieder hatte die Starre des Todes ergriffen, und auf ihrem Antlitze lag in dem dämmernden Lichte der Sonne etwas mehr als der Schrecken des Todes. Ihre Lippen waren zu flehentlicher Bitte, wie zu einem Ausdrucke des Schmerzes, wie zu einem Ausschrei des Todeskampfes geöffnet, und — auf ihrer blutlosen Stirn und ihren bleichen Wangen glühten die Spuren von zehn gräßlichen Wunden, die ihr zwei rachsüchtige gespenstische Hände zugefügt hatten.“ Todtgekracht also von der verstorbenen Schwester, der Hüterin des Kleiderschazes! Abgeschmackt! Schade; denn auch diese Geschichte ist gut erzählt.

Die letzte Novelle: „Madame de Mauves“ spielt in Saint Germain und ist die Geschichte einer Amerikanerin, die an einen französischen Baron verheirathet ist und sich in dieser Ehe, zu der sie die Liebe, den Baron aber nur ihr Geld bewogen hat, unglücklich fühlt, dennoch aber der Versuchung, die ihr in Gestalt eines liebenswürdigen und ehrenwerthen Landsmannes naht, zu widerstehen die Kraft hat. Der Baron behandelt sie zwar mit aller Artigkeit seiner Nation und seines Standes, verhehlt aber kaum, daß er ihr untreu ist. Er sieht es gern, daß sich in jenem Landsmann ein Tröster für seine Frau zu finden scheint, ja er sagt ihr, als sie endlich Beweise für seine Niederlichkeit in die Hände bekommt, geradezu, sie möge die Gelegenheit, sich zu entschädigen, benutzen. Seine nichtsnutzige Schwester macht Longmore — so heißt der amerikanische Hausfreund, bei dem das anfängliche Mitleid mit der unglücklich Vermählten bei näherer Bekanntschaft zu warmer Neigung und zuletzt zu heißer Liebe geworden ist — eben so deutlich auf diese nachsichtige Liberalität des Barons aufmerksam, und Longmore ist zu Ende der Erzählung daran, der Versuchung zu unterliegen. Aber Madame de Mauves bleibt fest, sie liebt ihn nicht, sie achtet ihn und ermahnt ihn in der Stunde der Entscheidung, sich ihre Achtung durch Entsagung und Abreise zu erhalten. Er gehorcht mit schwerem Herzen. Später hört er aus dem Munde „eines gescheidten jungen Franzosen,“ daß Euphemia „ihren Gemahl umgebracht hat“. „Er hatte bereut und sie um Verzeihung gebeten, die sie unerbittlich verweigert hatte. Sie war sehr hübsch, und Strenge stand ihr, wie es scheint, gut zu Gesichte; denn, ob nun ihr Mann sie vorher geliebt hatte oder nicht, er verliebte sich jetzt ganz wahnsinnig in sie. Er war der stolzeste Mann in ganz Frankreich, aber er hatte sie auf seinen Knieen gebeten, wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Alles vergeblich! Sie war Stein, sie war Eis, sie war die beleidigte Tugend. Die Leute bemerkten nun eine große Veränderung an ihm: er gab es auf, in Gesellschaft zu gehen, er interessirte sich für nichts mehr, er sah entsetzlich aus. Eines schönen Tages hörte man, daß er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe.“ Natürlich erwarten wir nun, daß „sie

sich kriegen“. Aber Longmore verweilt, obwohl seitdem mehrere Jahre verflossen sind, noch immer in der Ferne. Bei all seiner zärtlichen Erinnerung an Madame de Mauves empfindet er ein Gefühl, „für welches scheue Ehrfurcht kaum ein zu starker Name sein würde.“ Bei näherer Betrachtung der Sache können wir ihm hierin nur Recht geben.

## Peter Reichensperger, Kulturkampf oder Friede in Staat und Kirche. Berlin 1876.

Seit der preussischen Nationalversammlung von 1848 gehört Herr Peter Reichensperger den parlamentarischen Körperschaften Preußens und seit 1866 auch denen des norddeutschen Bundes und nachher des deutschen Reiches an. In dieser langen öffentlichen Laufbahn hat er als Abgeordneter wie als Schriftsteller immer denselben Charakter bewahrt! den eines Mannes von feinem Verstande, vielseitiger Bildung, umsichtigem Urtheil und sittlicher Besonnenheit. Es will dies sehr viel sagen bei einer parlamentarischen Laufbahn, die nicht nur einen 28jährigen Zeitraum umfaßt, sondern welche zugleich einer Epoche angehört, die von so stürmischen und wechselnden Gegenständen bewegt war. Wenn der Abgeordnete seine Waffen und Wirksamkeit unter so wechselnden Umständen nach verschiedenen Seiten gekehrt hat: 1848 gegen die Demokratie, in den fünfziger Jahren gegen die Reaktion, in späteren Zeiten gegen einen in seinen Ansprüchen nicht maßhaltenden Liberalismus und zuletzt gegen die Staatsregierung im sogenannten Kulturkampf, so hat er doch von Anfang an die Stelle eines Anwaltes seiner Kirche in den verschiedenen politischen Strömungen eingenommen. Daß seine Sprache bis auf den heutigen Tag nicht leidenschaftlich, seine Argumentation nicht sophistisch geworden, gereicht seinem Charakter und seiner sittlich maßhaltenden Natur zur hohen Ehre.

Es kann nicht auffallen, daß grade bei diesem Charakter in den parlamentarischen Stürmen des Kulturkampfes Herr Reichensperger als Mitglied des Centrums trotz seiner hervorragenden Intelligenz etwas in den Hintergrund getreten ist. Wenn aber nunmehr er in der großen Frage des Kulturkampfes schriftlich das Wort nimmt, so ist es erklärlich, daß dieses Wort wie ein Ereigniß erwartet und aufgenommen wird. Man glaubt, ein solcher